

Bern 1926 – 1944

Die ersten 4 Jahre meines Lebens sind in mir ganz fest verankert. Wir wohnten in der Länggasse im Hause des Dachdeckers Hagi. Seine Frau und sein Töchterchen starben früh. Deshalb ging meine Grossmutter oft mit mir auf den nahen Friedhof, wo ich jedesmal verzweifelt gegen die Tränen kämpfte.

Ich war jähzornig, wurde aber nie geschlagen. Zur Strafe wurde ich in das WC gesperrt. Einmal tobte ich mit der Türfalle so lange auf und ab, bis sie zu Boden fiel. Der Dachdeckersohn Ernst, für den ich schwärmte, musste mich durchs kleine Fensterchen über der Klosettschüssel ziehen. Fürs „grosse“ Geschäft“ setzte ich mich im grossen Entrée aufs Email-Töpfchen und stattete mich mit Block und Farbstiften aus. So hatten Mama und Grossmama Ruhe.

Ich genoss meine Erkältungen und anderen Bobos. Man brachte mir Kamillentee mit Honig und hielt meine Hand. Dieses Umsorgtsein verleitete mich zum Simulieren.

1930 zogen wir am 31. Juli – 4 Tage vor meinem 4. Geburtstag ins eigene Haus im Spiegel-Hohliebe. Den 1. August feierten wir im Spiegelpintli. Trotz eiskaltem Regenwetter sassen alle Gäste auf langen Holzbänken vor der Wirtschaft. Die Damen trugen ihre Pelzmäntel, die Buben liessen Frösche los. Eine dieser Petarden verirrte sich unter den Mantel einer Frau und verwundete sie. Noch heute, mit bald 82 Jahren, bedeutet mir jegliches Feuerwerk und Geknalle an Festen ein Horror.

Durch alle Kindheitsjahre war Zeichnen, mit den Farbstiften Geschichten erzählen, meine Lieblingsbeschäftigung, gepaart mit dem Streicheln der Tiere. Unser Haus stand an der Hohlungasse. Ein alter Baum stand neben dem andern, die Stämme umgeben von unzähligen Haselsträuchern. Die Häuschen der Schnecken hatten wundervolle Farben. Ich setzte sie in meine Puppenstube. Die Regenwürmer, die die Erde lockern, legte ich auf grosse Blätter und deckte sie zu mit Zärtlichkeit.

Mit den Puppen spazierte ich einmal im Jahr kurz durch den Garten und entschuldigte mich voller Mitleid für die totale Vernachlässigung.

Dann bekamen unsere geliebten Katzen einen vierbeinigen Beschützer, Joggeli, der mittelgrosse Salz + Pfeffer Schnauzer. Und warum ? 1933 gab es in Bern viele Einbrüche über den Schlafzimmer-Balkon, auch bei uns, war das ein Schock fürs Leben !

Meine Grossmama mit Lehrerinnen Diplom, eine stolze Bernburgerin, in jungen Jahren Wappenmalerin, zeichnete viel mit mir und suchte für mich gute Farbstifte. Ihre Freude, einen Stift für die Hautfarbe gefunden zu haben, war grösser als die meine. Mit 5 bis 6 Jahren musste ich die Perspektive kennen lernen. „Sonst kannst du nicht in die Schule“. Als mir die Lehrerin am ersten Schultag die Hand gab, sagte ich stolz: „I cha de d'Schpäckpertime“. Sie schaute mich ratlos an.

Später erkannte sie meine Freude am Zeichnen und gab mir viel Gelegenheit dazu; sie freute sich auch über meine Aufsätze, trotz der vielen Schreibfehler. In der 3. und 4. Klasse war der Wiedertäufer Samuel Geiser unser Lehrer. Am Montag erzählte er uns Geschichten aus dem alten Testament und am Donnerstag durften wir das Gehörte zeichnen. Ich bildete mir ein, die schönsten Blätter zu malen.

In Bern begann die Sekundarschule für die Elfjährigen. In den ersten Wochen litt ich Höllenqualen. Die Zeichenlehrerin realisierte nicht, dass ich bestimmt die Beste war. Damals und auch heute noch kenne ich keine Eifersucht. Vielleicht weil meine Grossmutter mich lehrte: „Eifersucht macht dich klein, zieht dich auf den Boden. Sie kann dir nur schaden.“

In den 5. Sekundarklassen überkam mich aber beim Betrachten der Arbeiten einer Mitschülerin brennende Eifersucht. Sie wohnt heute in Amerika und ist auch künstlerisch tätig. Später habe ich nie einen Funken Eifersucht gegen Kunstschaffende gespürt, oder gegen irgend jemanden.

Meine erste Sekundar-Klassenlehrerin hat mich aufs Grossartigste gefördert. Sie bemängelte sofort meine starkes Lispeln, das bei meinem Vornamen besonders zur Geltung kam. Zweimal verbrachte ich die Ferien in einer Sprachschule in Laufenburg. Dort lernte ich die katholische Kirche kennen und war tief beeindruckt. Daheim zeichnete ich ein Marienbild nach dem andern. Das führte dazu, dass ich im

Sommer 1940 in unser grosses, unbewohntes Dachzimmer „in die Ferien“ ging. Niemand durfte heraufkommen. Das Essen stellte Mamma auf die Treppe. Ich zeichnete, zeichnete und malte ununterbrochen. Alles brave Sachen.

Mein Grossonkel, der Bruder von Mammass Vater, Jakob Friedrich Welti, malte auch „brave“ Portraits und Stilleben. Als Hodler ein Jahr in Zürich malte, lud er ihn zum Schaffen in sein Atelier am Stadelhofer Platz ein. Der Bruder von Mamas Kusine Lucie Turel-Welti, Hans, war auch Maler und vernachlässigte seine Anwaltspraxis ganz.

Während des Studiums und noch heute frage ich mich, ob das gutgemeinte Vorzeichnen meiner lieben Grossmama meine Kreativität beeinflusste. In Basel, wenn mich unser kleiner lieber Rolf bat, ein Schiff oder einen Menschen zu zeichnen, sagte ich deshalb konsequent nein, und ermunterte ihn zum selber zeichnen. Seine bunten Arbeiten aus der frühen Kindheit sind viel, viel künstlerischer als meine.

Ich hadere nicht, vielmehr bin ich dankbar, dass alle vielen Verwandten betonten: „Wie schön, dass das Susanneli Malerin werden will.“

In den 1930er Jahren war in Genf die grosse Prado-Ausstellung aus Spanien zu sehen, damit sie vor den Franco-Kommunisten geschützt war. 1939 durfte ich sie mit Mama besuchen. Die grossen Königs-Bilder verwirrten mich ein wenig.

In Bern besuchte ich seit 1937 alle Ausstellungen in der Kunsthalle zusammen mit meiner Freundin Vroni. Dank Tante Trudi, der jüngsten Schwester meines Vaters, durften wir an alle Vernissagen gehen. Sie war Mitglied des Kunstvereins.

Zum 12. Geburtstag durfte ich bei Bildhauer Karl Häny einen Weekend Portrait-Kurs belegen.

Im Mai 1941 starb mein Vater. Bevor er meine Mutter heiratete, hatte er während 7 Jahren in Sierra Leone gelebt und eine Faktorei geführt. Damals gab es noch keine Medikamente gegen die Malaria. Furchtbare Malariaanfälle hatten seine Gesundheit ausgehöhlt. Er liebte die Menschen und sie ihn auch. Seine Beerdigung war

erschütternd. Er hatte viele, viele Freunde. Ein kranzbeladener Wagen folgte dem andern und im Krematorium hatten nicht alle Platz.

Ich sehe mich auf unserer Gartenterrasse sitzend in einem Blumenmeer. Der Friedhofgärtner hatte uns viele Kränze mit heim gegeben. Ich zeichnete zum ersten Mal Blumen voller Heimweh nach Papa und plötzlich schoss eine immense Dankbarkeit durch meinen Jungmädchenkopf: „Aber ich, ich lebe !“, doch ein grosses Heimweh blieb.

In den Sommerferien vermittelt mir Freunde meine Vaters eine Familie in Lausanne, wo ich 5 Wochen lang nur französisch hörte. Das jüngste der 3 Mädchen schloss ich in mein Herz, Joceline.

Ein anderer Freund meines Vaters verschaffte Mama eine Stelle als Sekretärin in dem Kriegswirtschaftsdepartement „Kraft und Wärme“. Das Haus mussten wir verkaufen.

Von einer jung verunglückten Cousine erbte ich ein Reisegrammophon mit vielen Platten; Wiener Musik, Schlager aus den 20er-Jahren, Mozart und Schubert. Ich tanzte, tanzte, tanzte, bis eine Schulkollegin auf Besuch kam, die zum Ballett wollte. Voller Stolz zeigte ich meine Künste, ihr Kommentar: „Einfach fürchterlich, du mit deinen kurzen Beinen !“.

Das war Nahrung für meine Minderwertigkeitsgefühle.

In Bern gingen die Mädchen mit 13 in die Tanzschule. Ich tanzte wie ein Mehlsack vor Scham über die kurzen Beine; aber am Schlussball im Hotel Bellevue wurde ich die Ball-Königin, vielleicht wegen einem lieben Cousin, der mich lobte.

Im anschliessenden Sommer erhielt ich einen Oelfarbenkasten zum Geburtstag. Ende 2. Klasse fing ich an, daheim aus der Erinnerung die Mitschülerinnen zu portraituren. Auch da steckte Grossmama dahinter. Sie kritisierte das Aeussere von allen unseren Freunden und Bekannten. „Frau X hat sehr grosse Augen“, „Frau Z hat

eine Hängenase“, „Y hat hervorstehende Backenknochen“. So wurde das Gesicht eines jeden Menschen für mich wichtiger als sein Charakter.

Der Umzug nach Biel war die Erfüllung eines Wunsches aus meiner frühen Kindheit. An einem heissen Sommersonntag waren wir dort durch die Bahnhofstrasse gefahren. Kinder spielten auf dem Trottoir, Erwachsene standen plaudernd herum und aus den offenen Fenstern strömte frohe Radio Musik. Welch ein Kontrast zur Stille unseres grossen Gartens.

Aber als der Abschied kam, tat es doch weh.